

FEUILLETON

KOMPAKT

LITERATUR

Chamisso-Preis für Michael Stavaric

Der Schriftsteller Michael Stavaric ist mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung ausgezeichnet worden. Die Jury würdigt damit das Gesamtwerk des gebürtigen Tschechen und insbesondere seinen Roman „Brenntage“. Der Preis ist mit 15.000 Euro dotiert. In der Begründung heißt es, Stavaric habe die deutschsprachige Gegenwartssprache auf sprachlich originelle Weise bereichert.

BÜHNE

Bernhard Helmich wird neuer Intendant in Bonn

Der Chef der Chemnitzer Bühnen, Bernhard Helmich, wird im nächsten Jahr neuer Generalintendant in Bonn. Der 49-Jährige tritt im August 2013 die Nachfolge von Klaus Weise an, teilte die Stadt Bonn mit. Sein Vertrag läuft bis zum 31. Juli 2018. Weise wollte seinen Vertrag wegen Sparmaßnahmen im Bühnennetz nicht verlängern. Helmich verantwortet künftig Oper, Schauspiel und Tanz.

KUNSTMARKT

Sotheby's steigerte 2011 den Umsatz

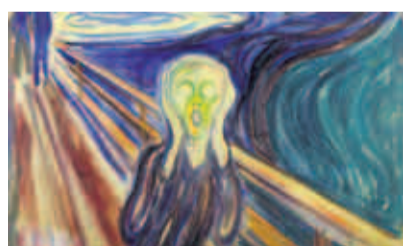
Das Auktionshaus Sotheby's hat seinen Umsatz im Jahre 2011 um 21 Prozent gesteigert, er betrug 5,8 Milliarden Dollar gegenüber 4,8 Milliarden Dollar im Jahre 2010. Das ist das zweitbeste Ergebnis seit dem letzten Vorkrisenjahr 2007. Demal betrug der Umsatz über sechs Milliarden Dollar. 793 Werke im Wert von mehr als einer Million Dollar verkaufte Sotheby's 2011 (2010: 609), 112 im Wert von mehr als fünf Millionen (2010: 93) und 38 im Wert von mehr als zehn Millionen (2010: 37).

MEDIEN

Zeitungsverleger kritisieren Pläne von ProSiebenSat.1

Der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) hat die Pläne der ProSiebenSat.1-Mediengruppe kritisiert, die Werbung im Kabel-TV zu regionalisieren. Dies würde zu Einbrüchen in den hart umkämpften regionalen Werbemärkten führen. Zeitungen, regionale Radio- und TV-Angebote wären davon schwer betroffen. Bei ProSiebenSat.1 wiegelt man jedoch ab. Man wolle all jene Unternehmen ansprechen, die derzeit noch nicht werben. Im Hinblick auf die juristische Umsetzbarkeit des Vorhabens sei die Sendergruppe derzeit im Gespräch mit den Landesmedienanstalten.

THEMEN



DPA/ROBERT MUNCH MUSEUM OSLO

Kunstmarkt

Wurde Edvard Munchs „Schrei“ 1937 zwangsverkauft?

Seite 29



DPA/HEINING KAISER

Fernsehen

Charlotte Roche und Jan Böhmermann über ihre Talkshow

Seite 26



Flaschenpost für 2012? Eine Silvestergrüßkarte aus dem Jahr 1912

KOMMENTAR

MANUEL BRUG

Rote Oper im roten Samt

Kinder, war das aufregend! Wisst ihr es noch? Als wir vor zwanzig Jahren durch die Ruinen von Berlin-Mitte gestapft sind, immer auf der Suche nach einem neuen, eben besetzten Kultur-Hotspot im Untergrund, nach illegalen Klubs und noch unentdeckten Kunstweltstars. Das war Gänsehaut pur, Spannung und Thrill. Dreckige Klamotten und pures Hochgeist-Adrenalin, besser als Drogen! Die gab es dann auch noch, irgendwo um die Ecke.

Jetzt sollten wir wieder so ein Feeling haben. „Berghain-Berlin“ ist schließlich immer noch wild, unangepasst, weiterhin Avantgarde. Findet zumindest die Staatsoper und empfiehlt für ihre neue Produktion von Luigi Nonos Musiktheatergenie „Al gran sole“ in der angesagten Industriebrache vorsichtshalber „wärmere Kleidung sowie robustes Schuhwerk“. Wir sind gespannt.

Schwierig ist dann höchstens die Parkplatzsuche zwischen Plattenbauten. Denn „Staatsoper meets Tresor“, so die Werbeparole, erweist sich als ein Besuch im manierlich wellblechverschalteten Heizkraftwerk Mitte. In einer entkernten, kücheltemperierten Nebenhalle aber gilt's der Kunst. In shabbychic durchdesigntem, garantiert krimelfreiem Ambiente empfangen uns Tulpenvasen, alte Opernfauteils, Lüster und Tausende Quadratmeter roter Samtvorhang. Der Bundeskulturminister und der Regierende Bürgermeister, beide bekanntlich brennende Fans zeitgenössischen Musiktheaters, posieren bereits routiniert vor den Fernsehkameras. Überall küssen sich die Freunde von Staatsoperintendant Jürgen Flimm, dem großen Zampanò, der Lokomotive dieses gigantomanen Unternehmens. Und aus dem Zwischenstock, gleich neben dem VIP-Bereich, ziehen dezent die Gerichte aus dem eigens für die fünf Vorstellungen installierten Restaurants. Wir rätseln: Duftet da „Granola von grünen Gurken mit Joghurt & gerösteten Jakobsmuscheln“ oder „Das Beste vom Limmer Kalb – Sous-vide – auf gelben Rüben & Rosinen mit Koriandersalat“?

Ach ja, eine Aufführung gibt es auch. Die ist aber nicht neu, kommt von den Salzburger Festspielen, wo der damalige Salz-Intendant Jürgen Flimm sie gleich nach Berlin weiterempfohlen hat. Wieder dirigiert der souveräne Ingo Metzmacher. Der Chor klingt diesmal zu leise, die Schlagwerkbatte von links oben zu laut. Und wieder ärgern wir uns über Katie Mitchells Inszenierung, die mit ihren ablenkenden detailpusseligen Echtzeit-Filmsets über die Mütter der Revolution nur ästhetisiert und sentimentalisiert. Wo Nonos politisch und inhaltlich längst überholtes Stück das Lob des Kommunismus singt, klagt die Musik, mal laut, mal irisierend leise – wie ein „Rotes Requiem“.

Mit fast obszön monströsem Aufwand wurde das jetzt realisiert. Wofür nicht einmal der Staatsopermetat reichte. Zusätzlich 215.000 Euro wurden – gegen den Juryentscheid – aus dem dafür nicht vorgesehenen Hauptstadtkulturfonds direkt vom Bürgermeister zugesprochen. Den freien Gruppen fehlt das Geld, Berlin hat ein Event mehr. Die Kunstrevolte aber, die war gestern.

manuel.brug@welt.de

Das Jahr, mit dem wir Kontakt aufnehmen

Augenblick, verweile doch: Das Marbacher Literaturmuseum unternimmt mit der Ausstellung „1912“ eine Zeitreise ins Archiv

ANDREAS ROSENFELDER

Gäbe es eine Lagerhalle für ausgemusterte Jahre, dann müsste man jetzt schnell hin, um sich die schönsten Exemplare zu sichern. Natürlich nicht die Klassiker, die alle Jubeljahre aus dem Keller geholt und bis zum Überdross gedreht und gewendet werden. 1789, 1848, 1968 oder 1989? Gäh! Nein, jetzt geht der Run auf die Sammlerstücke los, die entlegenen Jahre „am Rand der Zeit“, wie es der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht nannte, als er diese neue Schule der Annalen vor gut zehn Jahren mit „1926“ begründete, einem Buch, das vom Tango und vom Boxen, vom Kino und vom Fahrstuhl erzählte.

Das ist ein simples, mit dem Dartpfeil aus dem Kalender geholtes Jahr sehr viel aufregender sein kann als eine ganze Epoche, liegt vielleicht auch daran, dass die Jahreszahl lange eine verdrängte Größe war. Drei, drei, drei – bei Issos Keilerei: Solche Sprüche mussten vielleicht die gescheiterten Sextaner der Nachkriegszeit auswendig lernen. Seit den Siebzigern herrscht die kritische Geschichtsschreibung, die den Kult ums historische Datum als autoritär verwarf und sich nur noch für Strukturen, Prozesse und Narrationen interessierte.

Nun kehrt das Abgetane zurück, aber in verwandelter Gestalt. Es geht nicht mehr um die ehrfurchtsvoll bestaunte Ziffer, deren Sinn sich im Zweifel durch einen Reimspruch erfassen lässt, sondern die nackte Zahl als unbekannte Schöne. Gumbrecht, selbst ein Vertreter der kritischen Wissenschaftsgeneration, machte mit „1926“ den Anfang; der Autor Florian Illies, einst Sprecher der von

den kritischen Lehrern erzogenen Generation, arbeitet zur Zeit an einem Buch über das Jahr 1912. Und das Literaturmuseum der Moderne in Marbach am Neckar eröffnet nun eine große Ausstellung zum Jahr 1912, bei der Gumbrecht Pate steht und auf der Illies sein Projekt vorstellen wird.

Nun ist Marbach, wo zugleich das Deutsche Literaturarchiv sitzt, der richtige Ort für ein solches Experiment: Wenn sich ein Jahr in seiner widerspenstigen Vielfalt überhaupt irgendwo aufreiben lässt, dann am ehesten in den Panzerschränken und Aktenregalen des Archivs. Allerdings kann man einen Moment nicht einfach auf Eis legen, um ihn später wieder aufzutauen, und das ohnehin flüchtige Element der Gegenwart geht spätestens dann verloren, wenn die Überbleibsel eines Lebens in Umzugskartons nach Marbach wandern, um dort sortiert und verschlagwortet zu werden.

Das weiß keiner besser als Ulrich Raulff, der Archivleiter, und so geizte er bei der Präsentation der Schau nicht mit abenteuerlichen Bildern für das Vorhaben. „Wir wissen nichts über die Geschichte“, stellte der Historiker fest, um die Recherchen im Literaturarchiv, aus dem alle Exponate stammen, als „Probierbohrungen im Permafrost“ zu bezeichnen. Die Ansage war klar: Nicht Altbekanntes sollte zu Tage gefördert werden, etwa das Wrack der 1912 gesunkenen Titanic oder der im selben Jahr verlorene Literaturnobelpreis für Gerhart Hauptmann. Nein, es ging ums Unerwartete, um die Mammutzähne oder Fetische einer Vergangenheit, die nach gerade einmal hundert Jahren kaum vergangen ist.

Interessanterweise zeugt der erste Fund, den die Ausstellung in den Katakomben des Museums zeigt, vom Unbe-

hagen am Wühlen im Staub. „Am Ende bist Du müd dieser früheren Welt“, heißt es in einem Gedichtband von Guillaume Apollinaire, „Du hast satt in griechisch-römischer Vergangenheit zu leben“. Eine zweideutige Botschaft: Sind die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg uns so fern wie die Ruinen der Antike? Oder können wir uns im Gegenteil spiegeln in der Geschichtsverdrossenheit einer Zeit, die sich nach Unmittelbarkeit sehnte und wahlweise auf den Untergang hoffte oder auf einen radikalen Neuanfang?

Auf jeden Fall macht der Einstieg deutlich, dass die Wahl des Kalenderjahrs keine beliebige ist, sondern wie alle Historie auch dazu dient, Licht auf das Jetzt zu werfen. Und tatsächlich gibt es einen roten Faden, der den Besucher durchs Labyrinth führen soll und wieder hinaus in die Gegenwart: Es ist eine These des verstorbenen Romanisten Hans Robert Jauf, der das Jahr 1912 in einem Aufsatz aus dem Jahr 1986 als „Epochenschwelle“ zur Moderne untersuchte und dessen Zettelkasten wie ein Wegweiser in einer Vitrine im Treppenhaus steht.

Genau dieser Leitfaden ist aber das Problem der Marbacher Zeitreise. Denn gerade weil das Jahr 1912 als Eingangstür zur Gegenwart herhalten muss, landet man letztlich doch immer wieder im eigenen Wohnzimmer – oder doch zumindest beim eigenen Bücherregal. In jedem Fall bewegt man sich im Kreis, ein bisschen wie bei Ikea, wo man durch kleine Schleichwege und Geheimgänge von den Töpfen zu den Blumen, von den Blumen zu den Bürosystemen und von den Bürosystemen wieder zu den Töpfen gelangt.

Am meisten Sinn ergibt das noch in jenem Teil, der von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als einer schockartigen Erfahrung jener Zeit handelt, in

der auch die Collage im Kubismus Karriere machte. Da birgt dann etwa eine ganze Vitrine die lustige Zeitungsausschnittsammlung des schwäbischen Mundartdichters Cäsar Flaischlen – und im Kasten dahinter liegt das Original des Gedichts „Weltende“ von Jakob van Hoddis, gekritzelt auf eine mit Zeitungsausschnitt beklebte Schulheftseite. Dass es nach der Jahrhundertwende um Simultaneität und Reizüberflutung ging, weiß allerdings schon jeder, der im Deutschunterricht mal ein expressionistisches Gedicht untersuchen musste.

Überraschender, aber auch willkürlicher sind andere Assoziationsketten, zu denen die Kuratoren ihre Funde zusammenstellen. Da gibt es eine Linie von Rilkes Gedicht „Das Marien-Leben“ über ein Flugblatt, das verlassene Mütter beklagt, bis zu einer Reportage aus Deutsch-Samoa, zu der ein Foto mit „Mutter und Kind“ gehört. Oder einen Bogen von der „dunkelhelila Aster“ im Mund des ertrunkenen Kutschers in Benns Gedicht „Morgue“ über die florale Umschlaggestaltung der Insel-Bücherei zum Manuskript von Alfred Döblins Erzählung „Die Ermordung einer Butterblume“. All das entstand 1912. Aber blühen die Blumen nicht in jedem Sommer der Weltgeschichte, auf Kaffeetassen, Buchrücken oder Balkonen?

Es gibt zwei alte Motive für Zeitreisen: einerseits nostalgische Sehnsucht, andererseits der Wunsch, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Die als Versuchsordnung durchaus interessante Ausstellung befriedigt beide nicht so richtig. Von der Stimmung des Jahres 1912, von den Sanatorien und Glühbirnen und Schreibmaschinen, holen die paar Postkarten und angekokelten Briefe wenig zurück. Und die Offenheit eines historischen Moments, der ja nicht notwendig auf den Weltkrieg als düsteren Startschuss der Moderne zulaufen musste, kann zwischen den mit Thesen beklebten Vitrinen auch nicht entstehen. Die stärksten Erlebnisse sind vielleicht jene, in denen Unzusammenhängendes so schroff nebeneinander steht wie im Gedicht „En Ego“, ebenfalls von Jakob van Hoddis. Es beginnt mit dem Satz: „Wir bauen die Welt aus den Unendlichkeiten.“ Das Ende lautet lakonisch: „Und dazu ass er Bierwurst mit Salat.“

Literaturmuseum der Moderne, Marbach, 4. März bis 26. August.

Dieser Spekulant ist uns wurst

Wiens Theater in der Josefstadt scheitert glamourös mit Ibsens Spätwerk „John Gabriel Borkman“

ULRICH WEINZIERL

Das Stück der Stunde, ist zu hören, Ibsens Spätwerk „John Gabriel Borkman“ über einen zu Fall gekommenen Bankdirektor und Spekulanten, sei aktuell wie nie zuvor. Naturgemäß ein Irrtum: Wer meint, dieses uns sehr entrückte Drama mitten in die Gegenwart unserer Finanzkrise stellen zu müssen, befindet sich auf dem Holzweg. In diesem Stück steht anderes im Mittelpunkt: das Scheitern eines Fantasten, eines Kraft- und Herrenmenschen in Nietzsches Sinn, eines männlichen Ego-manen. Nicht zuletzt eine Familienhölle, die keiner Flammenbeleuchtung bedarf, weil man auch an Eiseskälte der Isolation verbrennen kann.

Länger als ein Jahrhundert ist es her, dass Alfred Kerr in Berlin jubeln konnte: „eine Menschenschütterung“. Immer wieder haben sich seither Große der Bühne an der Titelfigur des Borkman versucht: von Kortner über Werner Krauss und Romuald Pekny bis zu Peter Simonischek, Josef Bierbichler und André Jung. Trotzdem sind denkwürdige Aufführungen eher eine Seltenheit. In den letzten Jahrzehnten hat sich vor allem eine dem Gedächtnis eingepreßt: Luc Bondys zu Recht gerühmte Produktion mit Michel Piccoli und Bulle Ogier aus dem Jahr 1993, die bei zahlreichen Festivals gastierte.

Nun also Wien, Theater in der Josefstadt, eine – wie gesagt wird – glamouröse Premiere. Nicht wegen des Regis-

seurs, obwohl Elmar Goerden glaubhaft angekündigt hat, dem Text keine Gewalt anzutun, sich auf die Figuren und ihre Beziehungen zu konzentrieren. Nein, es waren die klingenden Namen der Schauspielkunst, die das Publikum anlockten: Nicole Heesters ist Borkmans Frau Gunhild, Andrea Jonasson ihre Zwillingsschwester Ella Renheim, an der Borkman in seiner Jugend Liebesverrat begangen hat. Für die Nebenrolle des Hilfsschreibers und Mächtigerdramatikers Foldal wird immerhin ein Heribert

Sasse angeboten. Helmut Lohner schließlich kehrte als John Gabriel Borkman nach betrüblicher Theaterabstinenz an das Haus zurück, das er einst leitete.

Und siehe, es geschieht rein gar nichts. Die Charaktere bleiben so stumm wie das völlig belanglose Bühnenbild von Ulf Stengl und Silvia Merlo. In keinem Moment vermag die Regie Spannung in und zwischen den Figuren erkennbar werden zu lassen. Gesten, Worte, Blicke – alles wirkt fatal äußerlich. Keine Spur von Hass, von Sterbensangst,

von Verzweiflung, von der Rücksichtslosigkeit des Besitzenwollens. Die auffallendsten Einfälle Goerdens: Sasse darf eine Wurstsammel mampfen, Nicole Heesters sich in einer Telefonschnur verfangen und Maria Köstlingers Fanny Wilton, die sich Borkman junior angelt, plötzlich und unerwartet Norwegisch plappern. Wird es bedeutsam, fängt ein Klavier zu klimpeln an. Wer soll dieser Borkman überhaupt sein? Wir erfahren es bis zu seinem Tod im Schnee, hier durch Aktenpapier ersetzt, nicht. Dem Fanatiker der Wahrheit Ibsen wurde ein schlechter Dienst erwiesen. Solches Theater hat keinerlei Zukunft. Es verendet an chronischer Uninteressantheit.

Termine: 3., 8., 13., 14., 15., 16., 19. März

Dem Fanatiker der Wahrheit Ibsen wurde ein schlechter Dienst erwiesen